**Zeitschrift:** Schweizerische pädagogische Zeitschrift
**Band:** 10 (1900)
**Heft:** 2

**Artikel:** Die sprachliche Bedeutung Hebels für unsere Volksschule
**Autor:** Keller, J.
**DOI:** https://doi.org/10.5169/seals-789000

**Nutzungsbedingungen**
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

**Conditions d'utilisation**
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

**Terms of use**
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

**Download PDF:** 14.07.2025

**ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch**

# Die sprachliche Bedeutung Hebels für unsere Volksschule.

Vortrag, gehalten in der Sitzung der Gesellschaft für deutsche Sprache in Zürich am 29. September 1899,

von J. Keller, Seminardirektor (Wettingen).

H. V.! Mit schwerem Bedenken nur hat Ihr heutiger Referent sich entschliessen mögen, auf die ehrende Einladung unseres Herrn Präsidenten einzutreten. Von den Männern der Wissenschaft Belehrung zu erhalten, läge meinem Wunsch und Bedürfnis viel näher, als das Unterfangen, mit anregenden, beachtenswerten Gedanken in Ihrer Mitte zu erscheinen. Wenn ich nun gleichwohl Folge geleistet, so wollen Sie meinem Versuch, auf kurze Zeit Sie mit dem gewählten Thema zu beschäftigen, freundliche Nachsicht gewähren. Für die Wissenschaft möchte dieser Stoff insofern doch auch irgendwelches Interesse haben, weil die Hochschule bei ihren matur erklärten jungen Bürgern gewisse Vorkenntnisse voraussetzt und diese in ihren Elementen eigentlich bereits auf der Elementarstufe geboten sein sollten. Ob indessen die Primarlehrerschaft während der letzten Jahrzehnte überall mit dem Gegenstand, welcher heute besprochen werden soll, eingehend sich abgegeben habe, muss ich auf Grund langer Erfahrung bezweifeln; vielerorten werden solche Fragen kaum gestellt worden sein, weil die Sache, worauf es ankomme, sich von selbst zu verstehen schien. Wozu wäre, sprachlich genommen, ein alemannisches Gedicht z. B. auch da, als um ohne weiteres in neuhochdeutsche Prosa übersetzt zu werden? Das heisst aber, mit dem Allerschwersten, um nicht mehr zu sagen, den Anfang machen, heisst, was schlimmer ist: das Kind an schlechtes Arbeiten gewöhnen und über die eigentliche Aufgabe hinwegtäuschen. Hin und wieder wird denn vom „Hebel im Lesebuch“ ziemlich geringschätzig geurteilt. Der Grund davon liegt wohl in der Ahnung oder dem Bewusstsein, bei einer solchen Behandlung schaue tatsächlich wenig Erspriessliches heraus; und, statt für den geringen unterrichtlichen Erfolg bei seiner Methode die Schuld

zu suchen, macht man kleinlaut den Dichter verantwortlich. Das ist aber ein schreiendes Unrecht. Wollen Sie nun ja nicht etwa voraussetzen, Ihr Referent lebe der Überzeugung, die Art und Weise, wie *er* den alemannischen Klassiker in unserer Volksschule traktirt wissen möchte, sei die allein richtige: ich lasse sehr gern auch jede andere gelten, welche für den an sich ungemein fruchtbaren Lehrstoff in dem Kind ein entsprechendes spontanes Interesse zu erwecken imstande ist.

Dass Hebel erst in den Lesebüchern der Mittelstufe schwarz auf weiss bei uns sich einstellt, werden Sie ohne Zweifel gutheissen. Ist doch die Schriftsprache ganz bedeutend leichter zu lesen, als das Hausdeutsch. Unter ihrem Kommando müssen die einzelnen Wortbilder sich säuberlich auseinanderhalten: sie stehen da wie Soldaten, in Reih und Glied schneidig ausgerichtet, grossenteils montirt und mit ihren verschiedenen zugehörigen Hauptleuten, jeder fein an seinem Platz, — während die gedruckte Mundart uns an eine bunt zusammengewürfelte, durcheinanderwogende Jahrmarktsgesellschaft erinnert. Der Buchstabe passt tatsächlich für die Schrift- oder Buch- oder Literatursprache in dem Masse, wie er mit Bezug auf die Mundart als unorganische, behindernde Form erscheint. Oder anders gesagt: Mundart ist von Haus aus gesprochene, Hochdeutsch in Schrift naturgemäss sich äussernde Sprache. Sowie man dieses als Mittel für den mündlichen Verkehr beansprucht, nähert es sich dem Charakter jener, und umgekehrt verliert der Dialekt, wenn ihn die Feder für das Auge als Tintendeutsch, aufs Blatt übersetzend, „anschwärzt," ein beträchtliches Stück seiner Eigenart.

Es ist aber keineswegs meine Meinung, dass Hebel dem Schulkind auf der Unterstufe durchaus solle vorenthalten bleiben. Im Gegenteil: ab und zu ein Nümmerlein seiner alemannischen Gedichte möglichst naturgetreu vorgetragen, — das bedeutet unserem Kinde, welches nur, weil es muss, der Dienstzeit des Neuhochdeutschen sich anbequemt, ein köstliches Labsal für Ohr und Herz; es fasst Zutrauen zu dem Dichter und seinem Erzieher, weil alle beide so in den kleinen Kreis seines Lebens, darin die Mutter mit ihrer milden Stimme das Regiment führt, als liebe Verwandte eintreten; es sehnt sich geradezu nach der Zeit, wo es einmal im Büchlein unmittelbar diese süsse Frucht selber pflücken kann. Und einem Lehrer unseres Volkes steht es überhaupt wohl, auch dessen Sprache sicher und rein zu handhaben, und zumal in der Schule soll er nicht den Schein erwecken wollen, als sei er in einer Bibliothek geboren und auferzogen. Die Verwendung und die einsichtsvolle Beherrschung der Mundart hindert ihn auf keinen Fall an seiner Aufgabe, den Kindern das Verständnis, das Schreiben und leidliche Sprechen des

Neuhochdeutschen beizubringen: vielmehr erwächst ihm daraus zum rascheren Erreichen seines Zweckes mannigfaltige Förderung.

Indessen, so weit ich zu sehen vermag, nicht ohne das Hilfsmittel der Grammatik. Und diese gilt für viele überhaupt als Wesen ganz böser Art. Nachdem eine frühere Generation an sprachdenklehrlichen Kategorien und Definitionen sich übersättigt, behielt die darauffolgende bloss der Väter stumpfe Zähne im Gedächtnis und fand über romantischen Träumereien Beruhigung und auch etwa Ruhe.

Es ist wohl ziemlich sicher: wenn der Lehrer und die Umgebung des Kindes zu Haus und auf der Gasse meinetwegen nur ein Jahr lang ausschliesslich neuhochdeutsch sprechen und es obendrein auch aufmerksam nur so schreiben und lesen lernt: dann braucht der gemeine Mann keine grammatischen Kenntnisse. Nur darf man von dieser Voraussetzung eben nicht sagen, dass sie bei uns zutreffe. Der Lehrer kann von der ersten Stunde an der Literatursprache sich bedienen, und die Einflüsse der anderweitigen Sprachgesellschaft des Kindes würden doch nachdrucksamer wirken, als er.

Man hat auch gesagt: der grösste Teil dessen, was die krause Terminologie der Grammatik an wirklich brauchbarem Wissensstoff biete, dürfte fast spielend jederzeit aus dem latenten Wissen des Kindes ans Licht gezogen werden können. Gewiss. Setzt man z. B. zwei sprachlich zu einander in Beziehung getretene Menschen, so ergibt die Entfaltung ihrer Rede das Elementargebäude der Sprachlehre. Zuweisung der Tätigkeit an eine oder mehrere zunächst substantivisch, später pronominal bezeichnete Personen, Subsumption mehrerer Anwesenden oder Nichtanwesenden unter eine gemeinsame Pluralitätsbenennung, Unterscheidung der Tätigkeit nach dem zwei- oder dreifachen Zeitbegriff, nähere Bestimmung der Quantität, Qualität, Lokalität, schliesslich des Kausalitätsverhältnisses — das wäre ein prächtiges Thema für eine elementare grammatische Musterlektion. Verführerisch jedenfalls. Aber der erfahrene Lehrer wird sich nicht verführen lassen; weiss er doch, dass man im Leben von der Schule mit Recht eine kompendiöse Summe von jederzeit frei verfügbarem Wissen verlangt und dass z. B. im Rechnen nicht so fast die rationelle Ableitung, sondern die sichere und rasche Anwendung der Grundoperationen gilt.

Es bleibt meines Erachtens dabei: Muttersprache und Gemeindeutsch sind für uns zwei Dinge, die Gebote der theoretischen Logik und der empirischen Sprache sind abermals zwei Dinge, und im Grunde handelt es sich bei der Aneignung des Neuhochdeutschen um eine allgemein bildende Methode und ein bewusstes und fertiges Können. Sobald man

dort die Unterschiede verwischt, muss der Unterrichtserfolg Schaden nehmen; auf *der* Stufe, mit welcher wir es hier zu tun haben, vornehmlich durch die Vereinerleiung von Mundart und Neuhochdeutsch unter dem bergenden und verbergenden Schild der „Muttersprache.“ Jene ist gegeben, dieses soll erst gewonnen werden. Allerdings nur teilweise; denn das Kind hat ja manches bereits. Über die Grenzen beider Gebiete Klarheit zu schaffen, ist Aufgabe der Sprachlehre; und aus ihrer weitläufigen Rüstkammer braucht die Volksschule glücklicherweise nur recht wenig.

Diese elementarsten Wissensstoffe rein formaler Natur müssen schlechterdings vom Kinde für den Gebrauch gemerkt werden. Die ans Ohr gerichtete oder gesprochene Sprache setzt sich aus bestimmten Lauten zusammen, die dem Auge gemeinte geschriebene oder gedruckte aus Lautzeichen oder Buchstaben von der und der Form; wir haben im Deutschen stark betonte Haupt- und schwach betonte Nebensilben, zweierlei Artikel, drei Geschlechter, zwei Zahlen; die Substantive werden deklinirt und zwar durch Nachsilben und Umlaut u. s. f. Zuerst die Tatsachen, dann die Aneignung, Befestigung und Ausgestaltung derselben mittels methodischer Übungen. Erst später, wenn man die Sache besitzt, kommt die Lust, ihr Wesen zu durchdringen und darüber sich Rechenschaft zu geben. Bei vielen kommt sie zuverlässig gar nie, worüber sich der Volksschullehrer indessen wenig zu grämen hat. Vorzeiten liess man für die Schlussparade im Frühling Definitionen der grammatischen Begriffe Wort, Präposition, Infinitiv, Abwandlung, Satz u. dgl. einprägen: es war, wie doch wohl allgemein zugestanden wird, eine Verirrung, die man jetzt als abgetan betrachten darf.

Nun aber zwei Lehrbeispiele, wie man es meines Erachtens besser machen könnte! In der III. Klasse sind die Kinder mündlich und an der Wandtafel auf die merkwürdige Erscheinung hingewiesen worden, dass an der Stelle, wo die Schriftsprache in betonten Silben ā, ei, au, äu und eu, ū, ṻ und ī (geschrieben ie) zeigt, Hebel und unsere Mundart gemeiniglich langes o, ī, ū, ṻ und die dem Neuhochdeutschen fremden Doppelvokale ue, üe und ie aufweist. Wir wollen im IV. Schuljahr, in dessen Lesebuch zuerst Dialektstücke von Hebel erscheinen, eine nachträgliche Probe anstellen, ob dem wirklich so sei. Dort steht „Der Knabe im Erdbeerschlag.“ B*üe*bli — B*ü*blein, N*o*mittag — N*a*chmittag, *O*bebrot — *A*bendbrot, r*u*scht — r*au*scht, Schw*i*zerschnee — Schw*ei*zerschnee, dr*u*f — dr*au*f, l*ue*gt — lugt, dr*u*s — dr*au*s, *u*f — *au*f, n*o* — n*a*ch, H*oo*r — H*aa*r, s*i*der — sagen wir einmal: s*ei*ther, n*ie* — n*ie*,

dr*i* — dr*ei*n, z*ue* — z*u*, m*ue*ss — m*u*ss, L*ü*te — L*eu*ten, fr*ü*ndli — fr*eu*ndlich, s*i* — s*ei*n, Gr*ue*ss — Gr*u*ss, Z*i*t — Z*ei*t, w*i*t — w*ei*t.

Es stimmt für die Landschaft um Brugg herum — Sie gestatten mir freundlichst, von meiner Heimatsprache auszugehen! — wirklich fast überall. An drei Orten nicht: die Mundart sollte „sīder“ und „frūntli,“ die Schriftsprache „mūss“ lauten. Aber hier und dort liegen für die Ausnahmen gute Gründe oder, was für alle Kinder und die meisten Erwachsenen ganz dasselbe ist: beschwichtigende Parallelerscheinungen vor. Inwiefern das neuhochdeutsche „fr*eu*ndlich“ historisch richtig sei, mag auf einer höheren Schulstufe gezeigt werden, wo man dann auch „F͡ind“ (Feind), „B͡ünt“ (Beunde) und ähnliche Formen zu einer Familie gruppieren kann; bei „m͡üssen“ wird man, an Orthographie und Aussprache anknüpfend, zu sagen haben: m͡üssen, mūssig und Mūs (puls) sind heute genau auseinanderzuhalten, und das alte Wortspiel: „Mūs ist eine harte Speis“ oder „Mūss ist ein böses Mūs“ hat gegenwärtig geschrieben und gesprochen den früheren Reiz der Rätselrede eingebüsst; auch in lässig und Mutter ist der Stammvokal kurz zu fassen trotz des mundartlichen M͡ueter und nachlässig. Jedenfalls sollte hier, wo die Gelegenheit so günstig, nicht versäumt werden, auf das dialektische Schwanken der Quantität des Stammvokals überhaupt hinzuweisen. Den neuhochdeutschen Wörtern Seide, Kreide, Schweizer, Kreuz, Kreuzer, Leute entsprechen in meiner Heimat ganz korrekt Side, Chride, Schwizer, Chrüz, Chrüzer, Lüt: eine kleine Halbstunde nördlich und westlich hört man bereits mit kurzem Vokal: S͡ide, Chr͡ide, Schw͡izer, Chr͡ütz u. s. f., also genau, wie bei den alten Baslerbürgern, doch nicht, wenn man wenigstens Ernst Götzinger glauben will, wie bei Hebel.

Den Kindern leuchtet es ohne weiteres ein: da seien Ausnahmen anzuerkennen, wie man auf jedem rechten Kleeacker etwa vierblättrige Exemplare und an der dornigen Stechpalme halb und ganz wehrlose Läuber finden mag. „Gut; vielleicht begegnen Euch noch andere, wenn Ihr genau aufmerket, wie die Leute sprechen!“ Ich bilde mir ein, damit die Wissbegierde der Kinder von der einen Seite her beruhigt, auf der andern aber ihr Raum und Reiz geschaffen zu haben zum Forschen auf eigene Faust, was methodisch doch gewiss nicht gering geachtet werden darf.

In einem Zeitalter, wo auf Kosten aller andern Perzeptionsorgane das Anschauen im engeren Verstand, das Sehen, übermässig betont und zum einzigen Grund- und Eckstein eines zweckentsprechenden Lehrgebäudes gemacht wird, empfiehlt es sich für die Schule dringend, den allerwenigstens ebenso edlen Sinn des Gehörs nicht verkümmern zu

lassen. Von *dem* Punkt eröffnet sich über das sprachliche Gebiet hinweg eine Aussicht in fast ungemessene Weiten. Liegt es wirklich so sehr ab, die einseitige Pflege der Bildungsstoffe, welche von dem Auge und seinen Dienerinnen, den Tastwerkzeugen, wahrgenommen werden, verantwortlich zu machen für die aus allen Ritzen der Kultur unheimlich hervorlugende Verrohung, für den krankhaften Hang zu grobmaterialistischer Weltauffassung? Ich wüsste dem schlichten Liedesworte: „Gesang verschönt das Leben, Gesang erfreut das Herz!“ aus dem Reiche der äusseren Anschauung kein Zeugnis von gleicher Entschiedenheit und allgemeiner Geltung an die Seite zu stellen. Aufmerken auf die Tonlänge, Tonhöhe, Tonstärke, Tonfarbe — das bedeutet aber die Grundlage des Gesanges und weiterhin, um die Sache, worauf es zu guter Letzt ankommt, nur zu streifen: einer gediegeneren Gemütsbildung.

Wir wollten bei der Besprechung der ersten Hebelschen Gedichte noch einen zweiten Punkt berühren. Für das III. und IV. Schuljahr wird durch den aargauischen Lehrplan die Behandlung der Deklination der Substantive vorgeschrieben. Greifen wir da das Zunächstliegende heraus, die Betrachtung der Zahl. Ein einzelnes Gebäude, in welchem Menschen wohnen, heisst Haus. Wie aber verfährt die Sprache, wenn von zweien die Rede ist? Man sollte erwarten: Haus Haus oder Haus und Haus. Und bei dreien und vieren? Haus würde, unverkoppelt oder verkoppelt, drei- oder viermal gesetzt. Auch der Kinderverstand begreift es: das wäre eine ungemein weitläufige, unverständige, eine der Sprache unwürdige, nicht „redebaere“ Ausdrucksweise. Im Rechnen sagen wir statt acht und acht und acht und acht einfach: vier mal acht, bei viermal zehn multiplikativ noch kürzer: vier-zig. Also zwei Haus, drei Haus u. s. f.? Das lautete immer noch zu umständlich. Anstatt der Bildung „zehn-zig“, welche der Sprachgeschichte und der Elementarschulpraxis ebenmässig bekannt ist, setzt die neuhochdeutsche Zunge mit einem ganz neuen Wort ein: „hundert“, und multiplizirt wieder drauf los bis tausend u. s. f. Bei der Mehrzahlbildung der Substantive geht's auch haushälterisch zu. In wenigen Fällen behilft sich das Deutsche mit dem Artikel oder dem Verb als Aussageform; in weitaus den meisten Fällen wird das Substantiv verändert. Schon unzähligemale hat das Kind den Prozess mündlich und schriftlich vollzogen; nun soll es bei Hebel nachweisen schwarz auf weiss, wie das im genaueren geschieht. In dem ersten Dialekt-Gedichte des IV. Lesebuches „Der Knabe im Erdbeerschlag“ begegnen uns folgende Singular- und Pluralformen: Hurst, Chnab, Rock, Büebli, Burst, Hor, Ler, Gruess, Wort, Zit.

Wir ordnen sie und setzen auf der Wandtafel je unter die Einzahl die Mehrzahl:

Singular: B*üe*bli — H*u*rst, R*o*ck, Gr*ue*ss — Chnab, Ler, Burst, Zit — H*o*r, W*o*rt.

Plural: B*üe*bli — H*ü*rst, R*ö*ck, Gr*üe*ss — Chnab*e*, Ler*e*, Burst*e*, Zit*e* — H*ö*r*er*, W*ö*rt*er*.

Ein Kind der IV. Klasse weiss hoffentlich Bescheid über die Elementarbegriffe von An-, In-, Aus- und Umlaut. Ein solches aber wird an der Hand der vorgeführten Exempel und des erfahrenen Pädagogen ohne Schwierigkeit folgende grundlegende Sätze aufstellen:

1. Die Mehrzahlbildung der Substantive verändert Anlaut und Auslaut des Wortstammes nicht, wohl aber etwa den Inlaut, indem dieser umgelautet wird;

2. Die Mehrzahlbildung der Substantive vollzieht sich nie durch Präfixe, wohl aber etwa durch Suffixe, und zwar *e* und *er*.

Diese Erhebung ist an völlig vertrautem Material sozusagen selbständig gemacht worden; der Schüler kann sie an anderem erproben, er kann sie aufs Neuhochdeutsche übertragen: und ich möchte sehen, ob er nicht Interesse bekomme an diesem, sonst als langweilig verschrieenen Stoff, nicht dieselbe stolze Forscher- und, im Gegensatze zu dem singulären Lessing, auch Finder-Freude verspüre, wie der grösste Mathematiker des Altertums, als er den Satz vom spezifischen Gewicht herausbekommen hatte!

Sie wenden ein, die schwache Deklination der Schriftsprache bilde den Plural nicht auf *e*, sondern auf *en*. Ich hoffe, auch das Kind nehme daran Anstoss oder finde es auffällig: das ist ein trefflicher Anlass, es hinzuweisen auf den eingefleischten Widerwillen unserer alemannischen Mundart gegen diesen Laut, sobald er sich als Türschliesser dem Wort angliedern möchte. Wir und Hebel sagen: „I bi, me cha, Ma, scho, nu, ĭ und ī, ă und ā, näbe, gester, e Büebli, Schī, Rhī, Lō“ u. s. f. Sieben von acht Fällen der schwachen Deklination, alle Infinitive, alle zweiten Partizipien der starken Konjugation gehen — um nur wenige Beispiele zu nennen — im Neuhochdeutschen, anders als im Dialekt, auf n aus. Und unsere Ortsnamen im Munde der Bahn-Schaffner? Doch davon in der Schule ein andermal!

Die Übersetzung, wenn man auch auf dieser Stufe nur mit einer aus dem Groben und in alle Wege fragmentarischen sich begnügen muss, soll vorbereitet werden. Was heisst z. B.: „Es chunnt i d'Hürst“? Buschwald, Gebüsch, Strauchwerk, Gesträuch, Gestrüpp, Hecke? Nicht zunächst an das Wörterbuch, sondern an die Anschauung hat man sich

zu halten. „Auf was für Stellen habt Ihr Erdbeertöcke in grosser Zahl dicht beisammen getroffen? — Das Jungholz schützt also vor dem Wind, hält aber die Sonne nicht ab; es findet sich nur hin und wieder, und zwar in der Form von Büschen. Dazwischen aber, eingebettet wie Vöglein im Neste, da man doch „Brombeerhecken“ sagt, „Erdbeerhecken“, was man hier zu Land allgemein mit „Näster“ und in der Gartensprache mit „Blätz“ und „Bett“ (neuhochdeutsch „Beet“) bezeichnet. Nun wird auch die Übersetzung von „Schlag an Schlag“ nicht mehr schwierig sein.“ — Das ganze Stück gehört kulturhistorisch der Märchenzeit an, wo die überirdischen Wesen gnädig noch unmittelbar mit der Erziehung einzelner Menschen sich abgaben und bevorzugte Sterbliche in ihrer Jugend von guten Geistern über Wolken zwischen Klippen im Gesträuch genährt wurden: hoher Sinn liegt im kindischen Spiel, und den gilt es, recht deutlich hervorzukehren. Hebel hat die Sache, worauf alles ankommt, noch einmal und wiederum episch behandelt, und weil unsere Kleinen diesen getreuen Eckart sprachlich doch ohne weiteres verstehen, so empfiehlt es sich, ihnen nun auch das Seiten- oder besser Gegenstück, die Geschichte von „Riedligers Tochter“, mitzuteilen. Dann aber an abstrakten Lehrsätzen (Epimythia) ein Langes und Breites über dieses Kapitel der Moral als Vortrag oder katechetisch herausgeklaubt? Beileibe nicht!

Ihr hohes Bild hiess uns die Tugend lieben,
Ein zarter Sinn hat vor dem Laster sich gesträubt,
Eh' noch ein Solon das Gesetz geschrieben,
Das matte Blüten langsam treibt.

Die Kinder „sagen“ ganz von selber etwas „dazu“, wie's bei Hebel heisst. Dagegen ist unter allen Umständen zu verlangen, dass sie das Gedicht genau sich einprägen und das Bild und Gleichnis dort bei gutem Anlass wieder und wieder besehen werden könne, lebendig gemacht werden könne, so dass das Vorbildliche daran allmälig mit ihrem Wesen sich verbindet, persönliche Gestalt gewinnt und der irrationale Rest sich ausscheidet.

Kinder sind kleine Menschen mit kleinen Tugenden und kleinen Lastern. Sie wenden, als hätten sie uns nicht bemerkt, das Köpflein ab, anstatt zu grüssen; sie grüssen erst zwei oder drei Schritte nach der Begegnung; sie schauen einen an und warten getrost, bis man zuerst grüsst; sie halten beide Händlein auf den Rücken, weil sie meinen, das Handgeben sei halt auch ein Geben; sie versichern mitten im Überfluss, sie hätten selber eben auch nichts, nur um allein zu haben: das sind Beobachtungen, die man in Haus und Schule und auf der Strasse bei

den lieben Kleinen machen und wobei man an den „Knaben im Erdbeerschlag“ denken und verweisen mag, damit solche Gepflogenheiten nicht sich verfestigen und einmal breit machen unter mancherlei Form im Kreise der Grossen. „Und 's sind no Sache n äne dra“: das muss im VIII. aargauischen Lesebuch erwogen und beherzigt werden, wo der Verfasser unseres Gedichtes den Satz „Gott grüsst manchen, der ihm nicht dankt“ unter Anführung von vielen frischen Exempeln für ein reiferes Publikum lehrhaft behandelt.

Zu der besprochenen Erzählung im IV. Bändchen gesellt sich „Das Spinnlein“, eine Nummer, welche der beschreibenden Naturkunde anzugehören scheint. Man hat in unseren Tagen behauptet, das spontane Interesse des Kindes am Lesestück müsse bei der definitiven Aufnahme als Prüfstein gelten, und es liegt, wenn auch nicht die unbedingte, so doch viel Wahrheit in dieser Forderung. Nun aber sind die Schüler durchweg auf die herkömmlichen Beschreibungen wenigstens von leblosen Dingen und im weitern auch von Pflanzen und Tieren, so lange sie nur anatomisch ihnen vorgeführt werden, ganz übel zu sprechen. Phantasie und Gefühlskraft, in diesen Jahren noch sehr leistungsbedürftig, müssen untätig bleiben, der Verstand oder vielmehr das Wortgedächtnis wird ausschliesslich und aufs Kommando beansprucht. Die Älteren unter uns entsinnen sich wohl noch, wie prosaisch und ungeniessbar auch an höhern Schulen solche Belehrungen ihnen gewesen sind. Hebel, in der Natur wohl bewandert, greift die Sache als Dichter an. Der Dichter aber ist eigentlich ein Sonntagskind im Sinne Hebels: „er cha si an allem vertörle“, — in welchen Fehler bekanntermassen bloss wissenschaftlich eingerichtete Menschen nie verfallen.

Das Sich-„vertörle“ ist zunächst ein ruhiges, unreflektirtes Beobachten des Naturvorganges und vermittelst der vom Gemüt beflügelten Phantasie eine schöpferische Umgestaltung des Ereignisses in eine eigentliche Handlung, an welcher nun der Beobachter selbstvergessen, aber ganz im Sinne des tätigen Naturwesens persönlich teilnimmt. Bei Uhland wird der Apfelbaum ein wundermilder Wirt, dessen Hauszeichen bereits zur Einkehr ladet. Vertrauensvoll folgt der Wanderer dem Wink, findet gute Atzung, fröhliche Gesellschaft, weiches Lager, sorgliche Bedienung und zuletzt, wo er nach der Zeche fragt, ein freundliches Schütteln des Hauptes: drum sei er eben der milde Wirt und habe genug daran! Und der Gast weiss zu alledem nichts, als aus dankerfülltem Herzen Ja und Amen zu rufen. — Das Tierlein, mit dessen Wesen Hebel uns bekannt macht, ist im Grunde nur, was sein Name besagt, eine Spinnerin und Weberin aus dem ff. Der Dichter

drückt gegenüber solchen Gestalten, bei denen er, wie der gute Baslerbeppi, kindlich sich „vertörlet“, seine liebende Anerkennung schon dadurch aus, dass er sie mit dem diminutivischen Kosenamen bezeichnet: „Chäferli, Mönli, Spätzli; Aurikli, Gelveigeli, Zinggli“. In unserem Gedicht erscheint das Spinnlein recht inmitten seiner charakteristischen Tätigkeit: es bereitet eben jetzt aus fein gehechelter Reiste unvergleichbar zarte Fäden, webt daraus mit raschem Geschick ein wohnliches Haus und Heim, und wie des Tages Arbeit abgetan ist, blickt es wohlgefällig auf seiner Hände gut gelungenes Werk. Wer findet es nicht billig, dass einer so wackeren Spinnerin, die über der ehrlichen Ausübung ihres Berufes Hunger bekommen, zu rechter Zeit auch ihre Speise dargereicht werde? Ein tolles Ding, das nur immer drauflos fliegen kann, stürmt gefahrdrohend an das auch uns liebgewordene, weil mit so viel Kunstverstand und Hingabe aufgerichtete Wohnhaus an: aber die Spinnerin wehrt flink dem tölpischen Angriff, und der kopflose Nichtsnutz kommt ihr und uns, die beiderseits auf so was gewartet, wie gerufen — alles war sehr gut, müssen wir sagen, und das Kind sagt das auch.

Und doch eine Beschreibung? Nein, das Koexistirende ist zum Konsekutiven geworden, alles Seiende in beweglichen Erzählungsstoff aufgegangen. Und ferner: Der Mensch hat sich nicht, wie bei der Fabel, im Tiere wiedergefunden, sondern umgekehrt: das Tier ward aus seiner schrecken- oder mitleiderregenden Brutalität erlöst, in die Menschenwelt emporgehoben. Und so ist die Sonne eine stattliche, arbeitsfrohe Hausfrau, Morgen- und Abendstern ihre Kindlein; die Wiese tritt auf als Feldbergs liebliche Tochter, der Rhein als des „Gotthards grosse Bueb“, der Käfer als Botenmann zwischen der Lilie und andern Blumen. Beklagen Sie es, dass im aargauischen Lesebuch nach Hebel kein Zoologe mehr das Wort erhielt, um in seiner Art von der Spinne zu reden, von ihren acht Augen, ihren kammförmigen Webeklauen, ihren Zehen an der Trittklaue, ihren gesägten Borsten, ihren Spinnwarzen, ihren Mordwerkzeugen: dem Kiefermesser, der Giftdrüse, dem verderbenbringenden Fangnetz, von ihrer Raubgier, ihrem herzlosen Neid und abscheulichen Charakter; der bereits in der Hässlichkeit der körperlichen Erscheinung Gestalt gewinnt? Das Kind wenigstens bedauert das nicht, wie ich denn überzeugt bin, dass wir von dorther die herrlichsten Winke in betreff der Art und Mittel der Erziehung erhalten, wenn wir uns nur dazu verstehen wollen, je und je voll treuer Aufmerksamkeit auf ihre leisen, verstohlenen Äusserungen achtzugeben.

Hebel darf mit Fug als vorbildlicher Erzieher gelten. Er lebt und webt in dem Kreise des Kindes, des Schulknaben, des jungen Menschen

überhaupt, und das verleiht allem, was er gedichtet und getan, frisches Gepräge. Als er zu Karlsruhe am Gymnasium Lehrstunden erteilen musste, ging es zunächst nicht, ohne dass er auf jedwede Lektion sich einlässlich vorbereitete und so, wie seine Knaben, den Stoff apperzipirte. Das schien ihm ganz in der Ordnung: mache man ja da die heilsame Erfahrung, „dass es doch schwerer sei, etwas Unbekanntes zu lernen, als etwas Bekanntes zu lehren!“ Nicht durch Pestalozzi, sondern durch sein glückliches Passlichkeitsgefühl geleitet, erfasste er ein Neues immer von der zunächstliegenden Wirklichkeit aus, erlebte alles Wissen selber und zog mit seinen Schülern die fremde Welt herüber auf den Boden der eigenen Heimat. Als Professor des Hebräischen und Griechischen suchte er bei dem Psalmisten und bei Theokrit die ihrer Lage entsprechenden Vorstellungen und Empfindungen und für diese dann ein einfaches deutsches Sprachgewand. Dass ein solcher Unterricht allseitig bildend wirken müsse, leuchtet ein.

Andererseits fühlte und redete er als alemannischer Dichter wie ein echtes Kind des Wiesentals. Unsere Schüler beginnen die Übersetzung seiner Gedichte, bevor wir sie dazu auffordern: sobald ein Stück aufgeschlagen wird, lesen sie es, soweit immer möglich, in der Laut- und Sprachform ihrer Mundart. Es ist ja freilich wahr: Hebel hat nicht genau die von Hausen wiedergeben, sondern eine Art Gemeinalemannisch darstellen wollen. Sie aber gehen naiverweise noch einen Schritt weiter: dasselbe Gedicht von einem Kind des sanktgallischen Rheintals vorgetragen, nimmt sich für einen Dritten wesentlich anders aus, als wenn eines aus dem Züribiet oder Bernerland den nämlichen Text in seiner Zunge zum Ausdruck bringt. Und da, glaube ich, tut der Lehrer der Elementarschule gut, nicht korrigirend einzugreifen, so lang immer die übrigen unterrichtlichen Zwecke es gestatten. Lese das Kind Jār oder Jòr oder Jǒr, mer hand oder mer händ oder mer hend, föif oder füf oder fünf — die Mundart soll auf dieser Stufe formell bloss als bequemes Vehikel zum Neuhochdeutschen hinüber benutzt werden.

Ob Hebels alemannische Poesie Satz für Satz in glatten, neuhochdeutschen Sprachstil übertragen werden könne, — das scheint eine geradezu müssige Frage zu sein. Ist sie doch bereits mehrfach durch die Tat bejaht worden, und betrachten ja viele Elementarlehrer eine ordentliche, tadellose Umbildung in Prosa selbstverständlich, wenn auch nicht als ersten, so doch wenigstens als letzten Zweck der Behandlung dieser Spezies Lesestücke in der Schule. Ich weiss nicht, ob allzumal die recht bedeutende Schwierigkeit eines solchen Unterfangens erwogen worden ist.

Was heisst übersetzen? Ein Schriftstück so in einer anderen Sprache wiedergeben, dass es nunmehr bei dem Leser denselben Eindruck macht, welchen der Autor bei seinem ersten Leser erwecken wollte. In dem Masse, wie der geistige Kreis dieser Leserschaft sich deckt, ist die Arbeit klein oder gross. Eine Landschaft mit sonst gleichartiger Bevölkerung sei zweisprachig, Begriff und Worte decken sich genau: in dem Falle darf man von besonderer Schwierigkeit nicht reden. Aber wenn die Leute hüben und drüben durchweg anders mit Hand und Kopf und Herz sich beschäftigen, wenn ihre gewöhnliche Sprache für die ihnen fremden Begriffe keine zureichende Ausdrucksweise hat, wenn ihnen die deutliche Anschauung von den Sachen, um die es sich handelt, abgeht, wenn sie die dort vorfindlichen äusseren Verhältnisse gar nicht zu würdigen in der Lage sind, wenn zwischen ihnen und dem ersten Autor Jahrhunderte sich lagern — wie schwer, ja geradezu unmöglich wird da die Übersetzung! Wie wollen Sie unsern, im Bauernstand aufgewachsenen und darin sich heimisch fühlenden Landkindern wiedergeben die, der mittelhochdeutschen Rittersprache angehörenden Wörter „tjost, bûhurt, turnei, puneiz“ u. s. f., oder die anderen: „Gäize, Haupt, Riestere, Häiterstab, Pfleuel, Säch, Sächwegge, Wägisse, Grändel, Zōn“ u. s. f. dem gebildeten oder ungebildeten Berlinervolk der Gegenwart? Nicht umsonst hat Hebel seine alemannischen Gedichte schon in der ersten Auflage „für Freunde ländlicher Natur und Sitten“ bestimmt, nicht umsonst einer, der in Sachen Auskunft wusste, verlangt, dass man, um den Dichter zu verstehen, in Dichters Lande gehen müsse. Wir nun wohnen allzumal in alemannischen „Landen“ und sollten deren Natur und Sitten lieb haben. Also? — Sehen wir genauer zu!

Was meinen Sie zu folgender „Übersetzung“ eines Hebelschen Stückes, das Ihnen vermutlich von Kindesbeinen an bekannt ist und in einer obern Elementarklasse, vielleicht im VII. oder VIII. Schuljahr, behandelt werden kann:

„Sieh doch mal zu, liebe Mutter, was ist das dort im Monde?“ „„Ei was! Erkennst du's nicht? 's ist ein Mann!““ — „Ach ja wohl; ich seh' ihn ganz deutlich: er trägt ein kurzes Wams!... Was treibt er denn die ganze Nacht über? Er rührt ja weder Hand noch Fuss!“ „„Nun, sieh nur recht hin: er macht Reisigbündel!““ „Wahrhaftig! Jetzt dreht er die Weidenrute!... Aber an seiner Statt blieb' ich beihause und besorgte da das Reisholz.“ — „„Du nimmst ihn für einen unserer Dorfgenossen? Solcher Leute haben wir bereits mehr als genug! ... Und meinst du denn, er sei so ganz Herr und Meister über sich? Jetzt wird ihm nach Gebühr vergolten! Läg' es nur an ihm, er ginge wohl gerne

weg; aber der saubere Bursche muss zur Strafe dort seiner Arbeit obliegen.““ — „Ja, liebe Mutter, was hat er denn verbrochen? Wer hat ihn dorthin in die Verbannung geschickt?“ — „„Er war vorzeiten als der kleine Dieter bekannt und ein ausgemachter Tunichtgut. Beten war seine Lust gerade nicht und ebensowenig das Arbeiten, — und doch muss man sich irgendwie beschäftigen, sonst stellt Langeweile sich ein! Meistens wohl sass er nach dem Richterspruche des Vogtes im Loch; wie er aber frei war, traf man ihn zu Kandern im Wirtshaus, wo er dem Trunk flaschenweise sich hingab.““ — „So zu leben kostet freilich Geld, liebe Mutter; wer aber hat ihm nur die Mittel dazu gegeben?“ „„Albernes Ding du; der wusste schon Auskunft: in Feld und Wald hat er ohne weiteres zugegriffen und genommen! Einmal, es war ein Sonntag, stand er in der Morgenfrühe auf, nahm ein Beil mit sich und rannte kurzerhand in das Lieler Jungholz. Da legt er die schönsten Buchenstämmchen nieder, fertigt draus Bohnenpfähle, kehrt, als wäre nichts geschehen, mit dem Bündel auf der Schulter heimwärts, und ist schon fast bei seinem Hause. Und wie er eben auf dem Stege geht, rauscht was an ihm vorbei, stellt sich vor ihn hin, und er hört die Worte: „Nun, Dieter, kriegt der Weg eine andere Wendung! Nun, Dieter, folge mir nach!“ Da gab's kein Säumen und seither auch Land aus Land ein keinen Dieter mehr. Dort oben steht er mutterseelenallein im Buschwerk. Schau' nur hin, wie er jetzt junge Buchenstämmchen mit dem Beile niederstreckt, jetzt in die erstarrenden Hände haucht, jetzt die Weidenrute dreht, jetzt sie umlegt: ein- für allemal ist's fertig mit dem Trinkerleben! So steht's um den Dieter; der arme Teufel bekommt nun seinen Lohn!““ „Ach Gott, ach Gott, liebe Mutter! Ich möcht' ihm nicht Gesellschaft leisten!“ — „„Wohl! So nimm dich in acht vor allem Bösen — das bringt nur Ach und Weh. Am Sonntag muss man beten und singen, die sechs anderen Tage aber mit Arbeit seine Dinge beschicken!““

Halten Sie mit diesem Versuch den anderen zusammen! „Lug', Mütterlein, was ist im Mond?“ — Na, siehst's denn nicht? Ein Mann! „Ja wahrlich, ich sehe ihn schon; er hat ein Jöpplein an ... Was treibt er denn die ganze Nacht? Er rührt ja kein Glied?“ — Ha, siehst nicht, dass er Wellen macht? — „Ja; eben dreht er die Weide ... Wär' ich, wie er, ich bliebe daheim und machte die Wellen da!“ — Ha, ist er denn aus unserer Gemeinde? Wir haben schon selber solche! Und meinst, er könne so, wie er wolle? Es wird ihm, was ihm gehört. Er ginge wohl gern; der saubere Geselle muss dort schellenwerken.“ — Und so fort. Sie wissen aus den paar Sätzen schon, wo das sprachlich herkommt und wo es hinaus will.

Ohne Ihrem Urteil irgend vorzugreifen, gefällt mir die zweite Übersetzung für unsere Schule weit besser. Jene trägt den Stempel der Heimatlosigkeit an sich; niemand, der so sprechen könnte, spricht wirklich so; es fehlt ihr des Stiles erste Tugend: die Wahrheit, die unmittelbare Kraft der Überzeugung. Diese dagegen hat dessen, dass sie einer ungeübten, ehrlichen Alemannenfeder entflossen ist, kein Hehl.

Was für einen Zweck verfolgen wir eigentlich, wenn wir Hebels Gedichte in der Volksschule „übersetzen“ lassen? Doch wahrhaftig nicht den, einem nur der Literatursprache Mächtigen, noch weit weniger unserem Kinde den Inhalt des Lesestückes deutlich zu machen; es handelt sich ein für allemal auch hier darum, von dem festen Boden der Mundart aus zum Neuhochdeutschen hinüber eine Brücke zu schlagen und dabei auf die Unterschiede in Laut, Flexion, Wortschatz, Brauch, Satzbau, im Ausdruck überhaupt den Finger zu legen. Also vornehmlich die Sprachform fällt in Betracht. Und wie viel fruchtbare Bemerkungen lassen an die zweite, gar nicht glatte Übersetzung in einer Oberklasse sich knüpfen! Ich würde beispielsweise etwa zu folgenden den Anlass benutzen:

„Lugen“, sagt' ich, ist ein ganz gutes deutsches Wort. So heisst's bei Fröhlich: „Unsre Berge lugen übers ganze Land“, d. i.: sie blicken mit leuchtenden, scharfsichtigen Augen, und bei Schiller im „Wilhelm Tell“: „Lug', Seppi, ob das Vieh sich nicht verlaufen!“ d. h.: sieh genau nach! Aber das Wort wird jetzt doch gewöhnlich nur von Dichtern angewendet. Hier passt eben besser: Sieh zu, sieh nach! — „Mütterlein“ klingt für uns allerdings heimelig; die gewöhnliche prosaische Sprache dagegen vertauscht das ursprünglich oberdeutsche und mitteldeutsche —lein mit dem, aus der germanischen Tiefebene sich herschreibenden —chen. Wenn aber der Wortstamm auf —ch ausgeht, wie Bach, so zieht sie gewöhnlich —lein vor, also Bächlein, Strichlein, Löchlein, Küchlein; während solche auf —l jedenfalls —chen anhängen: Tälchen, Veilchen, Stühlchen. Beide Verkleinerungssilben wirken in der Regel auf den Stammvokal umlautend zurück. — Für ha, womit unser he zusammenhängt, sagt man gemeindeutsch etwa „nun, ei“, auch „na“ und „eh“, wie denn gerade bei Empfindungswörtern der Vokal, je nach der Empfindung, die ausgedrückt wird, bald so, bald anders belautet erscheint. Man vergleiche nur Ja, Ja, Ja, Ja u. s. f. — „Siehst“ wollen wir durch die vollere Form „siehst du“ ersetzen und die kürzere dem Dichter überlassen, bei dem sie uns schon manchmal begegnet ist: „Sollst uns nicht lange klagen, was alles dir wehe thut“; „Morgenrot, leuchtest mir zum frühen Tod?“ „Möchte hören die Schalmeien, Und

der Herden Glockenklang“ u. s. f. — „Ich sehe ihn schon“: „schon“: hat das Kind also lange hinsehen, zusehen, nachsehen, spähen müssen? Folglich ginge für „schon“ auch „bereits“, und wenn es bestimmte Formen des Mannes im Monde wahrgenommen oder erkannt hat, wie sich aus dem weiteren ergibt, so mag auch „genau“ stehen. — „Jöpplein“ oder „Jöppchen“, woraus „Tschöpli“, „Jüppe“ und „Jupon“ geworden sind, wird nicht überall verstanden, noch viel weniger „Mutze“; auch „Kittel“ ist nicht gut; wir wollen lieber sagen „Wams“ oder „Jacke“, was einen kurzen Leibrock bedeutet. Und für „er hat an“ ist jetzt gewöhnlicher „er trägt“, obgleich Eure Biblische Geschichte die erstere Wendung bietet: „und hast kein hochzeitliches Kleid an“. — Bei „schellenwerken“ wäre anzubringen, dass das Wort gegenwärtig mit der Sache, welche es bezeichnete, in Abgang gekommen ist. Man schickte vorzeiten den Verbrecher ins „Schallenwerk“, ins „Zuchthaus“, jetzt in die „Strafanstalt“. Die Leute bekamen, damit sie bei Ausreissversuchen sich verrieten, um den Hals, das Handgelenk oder das Bein, wo es am dünnsten ist, eiserne Ringe mit Schellen daran und mussten auch so ihre schweren Werke verrichten; dergleichen Arbeiten hiess damals „Schellenwerken“ und auch später noch, als schärfere Aufsicht die Schellen überflüssig machte. „Handschelle“ bedeutet zurzeit bloss Handfessel; eine „Maulschelle“ dagegen ist ein klatschender, schallender Schlag auf den Mund.

In der Weise behandelt, würden, glaube ich, die dialektischen Gedichte Hebels für die Sprachbildung des Schülers zu einer Quelle mannigfaltigster Förderung. Die Mundart erhielte, wie sie es reichlich verdient, einen organischen, sehr wichtigen Platz im Unterricht; durch beobachtende Vergleichung treten die Unterschiede der beiden Sprachen hervor; nur das dem Neuhochdeutschen Eigentümliche hat das Kind sich zu merken. Es versteht den Inhalt der Hebelschen Stücke ohne weiteres und gelangt an trefflichstem Stoffe grossenteils selbständig in den Besitz von grammatischen Tatsachen, deren bloss mechanische Einprägung ihm zuwider und deren Einübung ihm langweilig ist, weil sie gewöhnlich in der Luft hangen und zu seinem psychischen Ideenmaterial in keinerlei innere Assoziation treten können. Die Beschäftigung mit den, im Buchidiom abgefassten Lesestücken, der Aufsatz, die Unterrichtssprache helfen mit, das Kind auf neuhochdeutschem Boden immer heimischer zu machen, so dass ein Durchschnittsschüler Gelesenes und Gehörtes und wohl auch Eigenes — wenn er welches hat — ordentlich aufsetzen und über Dinge seiner Schulerfahrung sich aussprechen kann, ohne allzugrosse Verstösse zu begehen. Zu der lehrplanmässigen sogenannten „Fertigkeit“ im neuhochdeutschen Sprechen und Schreiben bringt die Volksschule es mit

Verlaub nicht, und Mundartliches mischt sich immer unter. Meinerseits vermag ich darin nichts Beklagenswertes abzusehen, weder vom Standpunkt der Sprache und Literatur, noch von dem andern der Schule und der Volksbildung. Haben denn G. Keller und sogar K. F. Meyer (vgl. für diesen K. L. Leimbachs Ausgewählte deutsche Dichtungen Bd. X, S. 228), um nur zwei Beispiele anzuführen, ihre alemannische Abstammung verleugnen können, verleugnen wollen? Ist nicht gerade dieser gesunde Erdgeruch ihrer Schöpfung mit ein Grund geworden, dass Deutschland sie zu seinen hervorragendsten Dichtern zählt?

„Schon recht!“ wendet man vielleicht mir ein; „aber Hebel ist ja doch ein „Sunntigchind“, und wär's nicht jammerschade, wenn man der Schwiegermutter Weisheit vor der Schuljugend das letzte Wort gönnte, dass sie mit schwerem Finger an den Blumen und Früchten herumtastete und am Ende dann die ihres duftigen Hauches beraubte Gabe als gemeines Heil- oder Nahrungsmittel herumböte?“ Der Einwand hat vorzeiten auf mich weit mehr Eindruck gemacht, als jetzt, wo ich auf eine lange Erfahrung im Dienste des Deutschunterrichtes zurückblicken kann. Sollte man sich nicht täuschen in der Annahme, alle, ja nur die meisten Kinder hätten von Natur aus für die Würdigung poetischer Art und Eigenart so grosses Verständnis und es könnte für sie überhaupt viel „abgestreift“ werden? Ist jeder Lehrer fähig, ein jedes Gedicht zu erklären? Kommt nicht alles darauf an, das Gebilde in sich zum andern Mal Gestalt gewinnen zu lassen? Wie selten erfüllt sich da der Wunsch ganz! Dann aber ist wahrlich auch der poetische Duft da, wie ein empfängliches Gemüt sich selber ihn erzeugt, und keineswegs mitteilbar an andere, für sich als ein Äusseres bestehend. Und ich wüsste nicht, dass ein besseres Verständnis, ein innigeres Nacherleben bei mir einem echten poetischen Erzeugnis jemals geschadet hätte: Grosses hat in meinem Gefühls- und Verstandesurteil von Jahr zu Jahr gewonnen, und allem übrigen ist's ergangen nach Verdienst.

Im aargauischen Schullesebuch stehen einige 30 Nummern Hebelscher Prosa, samt und sonders dem „Schatzkästlein“ enthoben und nur selten, mit leisem Finger, ins Gemeindeutsche hinüber „korrigirt“. Denn es muss einer geringes Verständnis, übrigen Mut und also nicht die ziemliche Achtung vor dem Meister haben, wenn er da zum Nachbessern sich entschliessen mag. Hin und wieder ist dem Lehrer das unliebsame Geschäft anheimgegeben worden; beispielshalber wo der oberländische Erzähler die Wendungen hinschreibt: „ab dem Postwagen“, „ab dem Meeresstrand“, „nacher Mainz“, „es windet“, „der, wo mit ihm redet“, oder wenn er wohl einen Vordersatz bringt, aber den entsprechen-

den Nachsatz vergisst, oder auch dicht beisammen Imperfekt und Präsens aufmarschiren lässt — alles zum Entsetzen der alten gestrengen Hausherrin Grammatica. Es hat natürlich jedes auch seinen guten Grund, und ob seine Kinder ihn jeweilen fassen, muss der Lehrer von Fall zu Fall entscheiden. Traut er dem Ding nicht ganz, so genügt ein einfaches: Ihr müsst aber so und so schreiben und reden! Im übrigen tut's gut, Hebel unbeschrien zu lassen und für sein herrliches Wesen Freude zu pflanzen. Unmittelbare Nachahmung ist nichts nutz; Enten und Hennen haben gerade soviel Federn, als diese braven Vögel brauchen, und ebensoviel auch Schwalben und Adler.

Warum wir in dem Prosaiker Hebel einen unserer ersten Volksschul-Schriftsteller achten und lieben sollen, will ich mit möglichst wenig Worten darzutun versuchen. Es ist vorab die sprachliche Seite seiner Darstellung. Er fasste sich kurz. Gegenwärtig lesen die Leute, von dem Schlechten zu schweigen, meines Erachtens des Mittelmässigen und sogar Guten eher zu viel als zu wenig; das Überlegen, die geistige Verarbeitung, das Ausmünzen für ihren Hausgebrauch, worauf doch alles ankommt, wird arg vernachlässigt. Am Ende eines Bandes oder Bändchens schlägt man das Buch zu und greift nach einem andern, ohne mit dem ersten irgendwie persönlich abgerechnet zu haben. Barg die Lektüre einen wirklich gediegenen Kern, war es andernfalls verzuckerte Kleie — der Ertrag der Beschäftigung ist beidemal derselbe. Das heisst doch eigentlich unter der Flagge der Bildung Zeitvergeuderei, Müssiggang schlimmster Sorte! Hebel lohnt immer mit vollen Händen für die Aufmerksamkeit, und er erzieht seinen Leser zur Aufmerksamkeit.

Seine Ausdrucksweise mutet an, wie eine Münze, die eben aus dem Prägstock herausgesprungen ist, wie eine junge Blume, die zum erstenmale das hellfrische Auge gegen die Sonne wendet und in den tauigen Morgen freudig erstaunt ihren Duft verströmt. Auf zwei einzige Nummern sei die Auslese beschränkt!

Da „hielt einer", den seine „gelben Vögel" verdorben hatten, „zum Fenster hinaus Maulaffen feil", sein Leib war so „unbeholfen wie ein Maltersack", er „verschluckte ganze Feuereimer voll Mixturen und ganze Schaufeln voll Pulver und Pillen, wie Enteneier so gross", „man nannte ihn die zweibeinige Apotheke"; er „ritt auf des Schumachers Rappen" und „ging so langsam, dass wohl eine Schnecke hätte können sein Vorreiter sein"; oder — „das Herz der Mutter hatte daheim keine Ruhe mehr", „sie wurde ganz verschämt in ihrem Inwendigen"; sie urteilte von einer jungen Frau, welche, weiss gekleidet und fein gebildet, bei den Generalen und Offizieren stand: „das ist auch keine gemeine Person,

dass sie so nahe bei den Herren steht.“ „Was gilts, der wo mit ihr redet, ist ihr Mann“, und als der General seine Mutter erkannte und seiner Gemahlin sagte: „Das ist sie“, da küssten und umarmten sie sich, und die Mutterliebe und die Kindesliebe und die Hoheit und die Demut schwammen in einander und gossen sich in Tränen aus, und die gute Mutter blieb lange in ungewöhnlicher Rührung, fast weniger darüber, dass sie heute die Ihrigen fand, als darüber, dass sie sie gestern schon gesehen hatte.“

Ja, wo aufhören! Was Hebel einem seiner Barbiere nachgesagt hat, fehlt ihm: „er hat“ keine „Redensarten an sich“. Es wäre ein grosser Gewinn, wenn unsere Jugend diesen Fehler sich auch erwürbe, wenn sie ihr natürliches Wesen vor elenden Phrasen behüten wollte, obschon solche bei und von Tröpfen häufig als Zeichen vornehmer Kultur angesehen werden. Da schreibt einer statt des einfachen „es gelang nicht“, es seien „keine Resultate zu verzeichnen“ gewesen; ein anderer redet von „Jupiter Pluvius“, wo es sich um gewöhnlichen Regen oder Regenwetter handelt; wieder einer grossartig von „des Geschickes Mächten“, mit denen „kein ewiger Bund zu flechten“ sei, während jeder Verständige ohne Einleitung weiss, was nach der gemeinen Abfolge eintreten musste, und so berichten unsere Zeitungsschreiber schrecklich oft von „dramatischen“ und gar „tragischen“ Tagesereignissen. Hebel hat seinen Stil unter einem einfachen, unverbildeten Volke gelernt, welches die Sachen beim rechten Namen nannte und nur nötigenfalls Bilder brauchte, die aber unmittelbar dem eigenen Erfahrungskreise angehörten, und weiterhin hat er reden lernen in Büchern, darin echt deutsche Art Ausdruck gefunden. Allerdings eignete ihm bei der Wahl sprachlicher Mittel ein wunderbar feiner Takt, und den gewinnt man nicht in diesem, nicht in jenem Verkehr; doch gilt auch hier das Dichterwort:

Ein grosses Beispiel wirkt Nacheiferung
Und gibt dem Urteil höhere Gesetze.

Nacheiferung ist unerlässlich. Hebel seinerseits wusste es nicht anders. Manche seiner Geschichten und Anekdötchen schöpfte er aus dem „Schweizerboten“. Heinrich Zschokkes hervorragendstes Talent bestand offenbar darin, für breite Volksschichten munter, betulich, klar und spannend zu erzählen. Aber eine Vergleichung seiner Vorlage und der Bearbeitung Hebels erweist jene häufig als unfein, unüberlegt und zudringlich; diese dagegen ist einheitlich durchgeistigt, mit der sprachlichen Hülle überall verwachsen, das Ganze wie aus einem Gusse. Unsere Jugend sollte wieder alles Ernstes dazu verhalten werden, Sache und Wort als enge verbunden zu betrachten, auch im Aufsatze nicht zu

heucheln und überhaupt nur eigene Ware auszulegen. Dergestalt käme auch mehr unverblümte, ehrliche Wahrheit ins tagtägliche Leben, während dieses, wenigstens ausser den vier Pfählen des Hauses, jetzt oft einem Theater gleicht, wo alle, vom Helden bis zum Figuranten hinunter, mit kühlem Blute Rollen spielen.

Es ist ganz unwahrscheinlich, dass unser Schwarzwälder Schriftsteller einlässlich mit theoretischen Gedanken über Wesen, Mittel und Zweck der poetischen Kunst sich beschäftigt habe. Dafür sind Neigung, Ruhe, Geduld ihm abgegangen. Es drängte ihn, gleich zu schaffen. Vielleicht hat er an kein grösseres Werk gedacht, weil er darüber des Langen und Breiten hätte *nach*denken müssen. Schon darum darf man gar nicht Miene machen, ihn überhaupt mit unsern grossen Künstlern zusammenzuhalten. Aber in einer ganz abgelegenen Ecke des Dichtungsgartens, an windstiller, sonniger Stelle, hat er ein Plätzlein mit einheimischen Blumen, Beeren und Würzkraut bepflanzt und lustig ausgeziert, dass der Oberländer wohl sagen muss: In dieser Kunst der Idylle ist Hebel eigentlich ohne gleichen gewesen, bis dann „zu Cleversulzbach im Unterland“ ein zweiter mit Recht jedermanns Aufmerksamkeit auf sich zog. Doch dürfte Mörikes Gemeinde an Zahl kaum je mit der Hebelschen sich messen können.

Unsere Volksschule wird nach wie vor dem Erzähler der badischen Markgrafschaft ihr Bestes zu danken haben; für sie kommt ihm mehr Bedeutung zu, als Goethe und Schiller zusammen, und obschon manche im selben Atemzuge behaupten, „nur was verstanden sei, fromme der Jugend“ und „für eben diese Jugend sei das Allerbeste gerade gut genug“, bin ich meinesteils doch der Überzeugung, Kinder der Elementarschule möchten nicht einmal von ferne der Balladenpoesie Schillers gewachsen sein. In Hebels bescheidener Dichterwerkstatt können sie eine Art von Begriff bekommen, wie man aus Kleinem Grosses macht, sei's in der heiteren Kunst, sei's im ernsten Leben. Das Umgekehrte ist ein schlechtes, brotloses Handwerk, darin man niemand, auch die Kinder nicht unterweisen soll.

Sie haben, hochgeehrte Versammlung, im „Unverhofften Wiedersehen“ den feinen Aufbau bewundert und wissen, wie weit die metrische Bearbeitung des Stoffes, z. B. durch Langbein und Trinius hinter dem Rheinischen Hausfreund zurückgeblieben ist; Sie haben wohl auch die so nahe liegende und lehrreiche Vergleichung angestellt zwischen dem simplen „Listigen Quäker“ und dem Spaziergänger im „Bösen Markt“, der am Ende als eitler Hans Dummrian dastehen bleibt. Betrachten wir einen kurzen Augenblick die viel bekanntere Geschichte,

welche von „König Friedrich und seinem Nachbarn“ handelt. Es sind beides tüchtige, charaktervolle Leute, der eine freilich nur ein Müller, der andere ein gekröntes Haupt. Da geht ein nachbarliches Zusammenwohnen auf die Dauer wegen des Berufes nicht an. Nun wohl, Friedrich kann ihn abschütteln; denn er hat Geld wie Laub und ist der Fürst des Landes. Also, er pocht darauf, wie ein reicher Protzer tut, der seine in der unteren Tasche versammelten Silberstücke mit schwerem flachen Handschlag als Zeugen aufruft: „Was gebt Ihr für mein Schlösslein?“ Natürlich meint er, das Männlein werde sofort unterkriechen. Aber der Müller ist auch nicht verlegen und stellt sich tapfer zum Gefecht, so dass der Landesfürst für gut findet, die Positur zu wechseln. Und wieder parirt der Gegner rasch mit blanker Waffe: „Die Mühle kriegt Ihr nicht, so wenig als ich Euer Schlösslein mag!“ Da greift der König zum letzten Pfeil in seinem Köcher: er heisst „äussere Übermacht“. Und der Müller unerschrocken, wie zuvor: „Gut gesagt, wenn nur das Hofgericht in Berlin nicht wäre!“ Das schlägt ein: Der aufgeklärte Despot erinnert sich im rechten Augenblicke, dass über der vergänglichen Gewalt die unvergängliche Gerechtigkeit steht; und wenn dann noch kurz berichtet wird, wie er fortan mit dem herzhaften Nachbarn sich aufs beste vertragen, so spüren wir über dem guten Ausgang der Lektion eine rechtschaffene Freude; dem Kind aber bleibt ganz von selber das schöne Wort des Müllers von Sanssouci und das schöne Verständnis Friedrichs für immer in Erinnerung.

Ob man es in solchen Sprachstücken wirklich und wahrhaftig mit Idyllen zu tun habe und Hebel solchergestalt als literarischer Klassengenosse von Gessner, Kleist und Voss zu bezeichnen sei? Das könnte leicht von unserm Thema abführen, und auch ein Schulschmäcklein steigt auf, dem wir gern ausweichen möchten. Jedenfalls ist er von der Sentimentalität des XVIII. Jahrhunderts so wenig angekränkelt gewesen, wie von dem Weltschmerz und dem Pessimismus des XIX. Die Dinge stellt er dar, wie sie ihm erscheinen, verhehlt sich dabei aber nicht, dass sie, zumal in der Wirklichkeit des kleinen und grossen Menschenlebens oft keineswegs so sind, und durch die Bank noch ganz anders sein sollten. Da wird er denn leicht, ohne dass man es sofort merkt, lehrhaft. Nun liegt die Gefahr dicht am Wege, unverzüglich eine strafende Miene anzunehmen, wie einer, so seine Vorschrift nunmehro zum dritten- und allerletztenmal ausspricht, da sie doch im Grunde schon für das erste Mal hätte sollen unnötig sein. Gerade Schulleute vergessen es mitunter, dass die Erziehungsfähigkeit und Erziehungsbedürftigkeit eine Sonderlichkeit der Menschen und auch Rom nicht an einem Tage

gebaut worden ist. Recht selten sind diejenigen, welche, wie Hebel, es verstehen, ganz nachdrücklich zu unterweisen und dabei dergleichen zu tun, als gelte es nur, dem Rösslein Phantasie und dem Vergnügen an munterem Spass freie Bahn zu lassen, und noch seltener die andern, welche bei der Übertragung seiner kurz- oder langzeiligen Erzählungen in gewöhnliches Schuldeutsch merken, worin des Verfassers Originalität bestehe und was ihnen zu einer richtigen Lehrmethode noch mangle. Sein fronfastenkindlicher Humor freilich lernt sich nicht, wohl aber die Wahrheit, dass auch das Schülervölklein einen fröhlichen Geber lieb hat, ja sogar, im Zusammenhange des Unterrichtes — einen witzigen: nur muss der Witz das Herz des Kindes nicht versehren, nicht in giftigen Spott und bösen Sarkasmus ausarten. Und für die Behandlung der Sprichwörter ist Hebel ein geradezu unvergleichliches Vorbild. Kurz, lebhaft, sinnig, volkstümliches Wort durch volkstümliche Rede erläuternd, erweiternd, beschränkend — so nur ist jener unermesslich reiche Schatz alten Goldes auszumünzen. An dieser Klippe scheitern manche Lehrer, und nicht bloss junge: wer Sprichwörter wohl auslegen kann, ohne langweilig zu werden, hat das Zeug zu einem rechten Pädagogen!

Eine Haupteigentümlichkeit unseres hochbegabten und, was den Erfolg betrifft, auch glücklichen Schul- und Volksschriftstellers besteht darin, dass es ihm je und je, ob er rein alemannisches oder stark alemannisch gefärbtes Gemeindeutsch, für jedermann nützliche Betrachtungen und herzerfreuende Geschichten oder kurze Schnurren und Schwänke niederschrieb, niemals um Ruhm und Gewinn, sondern stets um die Sache und die Menschen zu tun war. Er besass jene seltene Kunst, lachend und doch sehr ernst die Wahrheit zu sagen, in der Sprache seines Volkes eine kindlich-einfache Lebensphilosophie zu lehren, welche die Systeme der Meister überdauern wird. Und wie die griechische Kultur wesentlich in der Ideenwelt und dem sprachlichen Ausdrucke Homers wurzelte und nur so lang schöne Blüten und Früchte trieb, als beide vorhielten, so soll das deutsche Oberland in Hebel eines der gesundesten Fruchtschosse seines Volksstammes ehren und seine Jugend von Kindesbeinen an, auf Schritt und Tritt in guter Art anleiten, dass sie Hebels kernfrisches Wesen verstehe, liebe und in sich Gestalt gewinnen lasse, zur achtunggebietenden Eingliederung in das grosse Ganze.